Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 241. **Donnerstag** den 16. Mai 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. Mai.

Im **Reichstage** wird heute das Nothgesetz, welches die gegenwärtig noch geltenden Sätze der **Zuckerprämien** auch über den 1. August dieses Jahres hinaus, bis 31. Juli 1897, beizubehalten vorschlägt, zur ersten Lesung gelangen. Die Sachlage ist, was diesen Nothbehelf anbelangt, eine so einfache, daß auch die Verhandlungen darüber im Reichstag sich rasch werden abschließen lassen. Eine grundsätzliche Entscheidung wird mit dieser auf den Augenblick berechneten Maßregel überhaupt nicht getroffen. Es handelt sich lediglich um eine taktische Entscheidung einerseits und um einen Schritt wirthschaftlicher Aushilfe bis zur vereinbarten dauernden Abhilfe der obwaltenden Schwierigkeiten andererseits. Nach beiden Seiten hin rechtfertigt sich der Vorschlag eigentlich von selbst. Es war ein taktisch durchaus verfehltes Vorgehen, welches die Reichsfinanzverwaltung mit dem Zuckersteuergesetz von 1891 in Betreff des Exportprämien-Unfugs vorschlug und durchsetzte. Deutschland hatte in diesen Dingen immer die größere Zurückhaltung geübt. Bis 1887/88 schwankte die deutsche Ausfuhrprämie zwischen 4,15 und 4,98 ℳ, in Frankreich zwischen 6,30 und 11,65 ℳ. Von da bis 1891/92 erzielte die deutsche Industrie infolge der neuen gesetzlichen Regelung nur noch 2,22 bis 2,39, die französische 5,52 bis 9,24 ℳ. Für die letzten drei Jahre stand der deutsche Satz bei 1,25 ℳ fest, in Frankreich genoß die Exportindustrie 1892/93 5,46, 1893/94 5,85 und 1894/95 etwa 6 ℳ Ausfuhrprämie. Belgien und Holland gewähren ungefähr dieselbe Prämie, Oesterreich giebt 2 ℳ, und was das Entscheidende ist: nicht einer der concurrirenden Staaten trifft Anstalten, diese Prämien herabzumindern, nachdem Deutschland so tugendhaft war, mit dem guten Beispiel vorangegehen; sie lassen ihre Industrie mit allem Behagen den Vorsprung ausbeuten, den sie auf dem Weltmarkte thatsächlich gewonnen hat. Als deutscherseits die Prämien auf Abbruch gesetzt wurden, geschah es aber in der Voraussetzung, daß die anderen Staaten nachfolgen würden. Nachdem nun feststeht, daß diese Erwartung — was übrigens Jedermann vorherzusagen vermochte — eine trügerische war, ist es taktisch einfach selbstverständlich, daß man diese Methode verläßt und andere Wege einschlägt, um dem Prämien-Unfug zu steuern. Denn das mag immer wieder aufs Entschiedenste betont sein: die deutsche Gesetzgebung und die deutsche Zuckerindustrie haben nicht im Mindesten im Sinne, solche Ausfuhrprämien zu einer stehenden Einrichtung zu machen. Die Prämien sind uns nur ein Mittel zum Zweck des Kampfes gegen die Prämienwirthschaft in anderen Staaten. Wenn unsere Industrie am fremden Markte keinen bevorzugten Concurrenten mehr begegnet, kann und wird sie selbst auf Bevorzugungen irgend welcher Art verzichten. Aber darüber muß man sich auch klar sein, daß um die Gleichheit der Waffen gekämpft wird und daß es geradezu komisch wäre, im Kampfe Gewehr bei Fuß zu nehmen. Damit liefert man sich lediglich dem Gegner in die Hände. Wenn wir den Kampf überhaupt weiterführen wollen, ist es also das Mindeste, daß wir zum 1. August die ohnehin schwächere Waffe nicht noch weiter abstumpfen lassen. Für die Reichsfinanzen bedeutet dies, bis eben eine organische Abhilfe getroffen ist, einige Mehrbelastung. Der Etat für 1895/96 hatte von der Minderung der Prämien um ein Fünftel vom 1. August ab eine entsprechende Vermehrung der Einnahmen aus der Zuckersteuer angesetzt. Immerhin handelt es sich dabei für dieses Jahr schon um 2½—3 Millionen Mark. Doch dürfte es auch damit gethan sein, denn im Laufe des nächsten Winters wird sich die organische Abhilfe gewiß ermöglichen. Für diese ist bekanntlich vorgeschlagen, den Bedarf an Ausfuhrprämien aus einer neu zu schaffenden Betriebssteuer zu decken, so daß keinesfalls die Reichscasse einen Schaden von der weiteren Aufrechterhaltung, bezw. Verstärkung dieses Kampfesmittels haben würde. Endlich erscheint aber die vorgeschlagene Nothhilfe im Interesse der rübenbautreibenden Landwirthschaft dringlich geboten. Die in der letzten Campagne erzielten Preise (65—80 ₰) sind geradezu ruinös. Andererseits hieße es der gesammten Landwirthschaft einen schweren Schlag versetzen, wenn die Rübenerzeugung jetzt eingeschränkt würde. Der vermehrte Anbau von Weizen würde die eben erst sich erholenden Preise sofort wieder auf einen unerträglich niedrigen Stand zurückwerfen. Hier ist es in der That geboten, dem heimischen Erzeugniß auf dem ausländischen Markte möglichst wieder Luft zu schaffen, und dazu ist auch alle Aussicht vorhanden, denn die deutsche Industrie producirt nicht nur den besten Zucker, sondern sie producirt auch vergleichsweise am billigsten. Sobald ihr demnach ermöglicht wird, unter annähernd gleichen Bedingungen mit der fremden Industrie am Weltmarkt in Concurrenz zu treten, ist mit aller Sicherheit zu erwarten, daß für die deutsche Production in ihrem gegenwärtigen Umfange die Absatzgelegenheit wieder ermittelt und festgehalten wird. Aufgabe einer bald nachfolgenden Reformgesetzgebung wird es dann sein, zu verhüten, daß die inländische Production demnächst weiter und weiter wächst und wirklich zur Ueberproduction wird.

Im **preußischen Abgeordnetenhause** kommt am Sonnabend der am 7. März eingebrachte Antrag zur Verhandlung, der die in den Jahren 1873 und 75 aufgehobenen oder abgeänderten Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung in der ursprünglichen Fassung wiederhergestellt sehen will. Der Wortlaut dieser Bestimmungen ist folgender:

Art. 15. Die evangelische und römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds.

Art. 16. Der Verkehr der Religionsgesellschaft mit ihren Oberen ist ungehindert. Die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen.

Art. 18. Das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist, soweit es dem Staate zusteht und nicht auf dem Patronate oder besonderen Rechtstiteln beruht, aufgehoben.

Auf die Anstellung von Geistlichen beim Militair und an öffentlichen Anstalten findet diese Bestimmung keine Anwendung.

Nach der Vorlage bei der Umsturzvorlage, über die alle Tiraden ihrer Presse nicht hinwegtäuschen, fühlt offenbar die Centrumspartei das Bedürfniß, über ihr Verhältniß zur preußischen Regierung Klarheit zu verbreiten. Nun hat zwar am letzten Donnerstag der preußische Justizminister im Reichstag erklärt, der Culturkampf sei unnütz gewesen und habe die Gemüther nur verbittert. Wir glauben aber trotzdem nicht, daß die preußische Staatsregierung gewillt sei, diesen Rest der Gesetzgebung zum Schutz gegen den Ultramontanismus wegzuräumen. Werden jene Verfassungsartikel wieder hergestellt, so wird die Machtsphäre der römisch-katholischen Kirche im vorwiegend evangelischen Preußen zu Ungunsten des Staates in einer Weise erweitert, wie sie in katholischen Ländern, Bayern, Oesterreich, geschweige denn Frankreich und Italien, nicht entfernt besteht. Hier ist der preußischen Regierung Gelegenheit gegeben, den ultramontanen Aspirationen der Centrumspartei ruhig und fest entgegenzutreten; der Unterstützung der Mehrheit im Abgeordnetenhause kann sie sicher sein. Man beschränke sich auf kurze und bestimmte Erklärungen und lasse das Centrum gegen die Wand reden!

Die Wahlsiege der **englischen** Unionisten in Walworth und West-Dorset versetzen, da sie die Majorität der Regierung fast auf Null reduciren, dem Prestige des Liberalismus einen abermaligen empfindlichen Stoß und führen ganz naturgemäß zur Aufwerfung der Frage, was die Regierungskreise eigentlich noch im Schilde führen, daß sie zögern, durch einen Appell an die Gesammtheit der Wähler Klarheit in die Situation zu bringen. Lord Rosebery gilt der öffentlichen Meinung als abgethan. Sein Gesundheitszustand gestattet ihm nicht, die Lenkung des Staatsruders beizubehalten, am allerwenigsten die Geschäfte der Regierung während des Wahlfeldzuges zu besorgen; dennoch trennt sich der Lord nicht von der Premierschaft, zur lebhaften Enttäuschung des radicalen Flügels der Regierungspartei, welche aus ihrer Unzufriedenheit mit dem von ihr als zweideutig bezeichneten Verhalten Rosebery's kein Hehl macht. Es bekundet weder Planmäßigkeit, noch Charakterstärke, wenn unter diesen Umständen die herrschende Richtung sich an die Regierungsgewalt klammert, und wie wenig das Urtheil der Oeffentlichkeit diesem Verhalten des Ministeriums Geschmack abzugewinnen vermag, zeigen die sich häufenden Wahlniederlagen des Liberalismus, auch in solchen Bezirken, die im Verbinein für eine liberale Wahlcandidatur nichts weniger als aussichtslos sich anlassen. Die allgemeine Stimmung des Volkes wendet sich im Grunde vielleicht nicht so sehr gegen das Programm der jetzigen Regierung als gegen die schmächliche Art seiner parlamentarischen Vertretung und gesetzgeberischen Durchführung. Daneben kann allerdings nicht geleugnet werden, daß auch der Respect vor dem liberalen Regime in demselben Maße hinfällig wird, als letzteres zögert, entschlossen die Consequenzen der gegenwärtigen, auf die Dauer doch unhaltbaren Lage zu ziehen. Was die öffentliche Meinung erwartet, ist der Rücktritt des Lords Rosebery und die ungesäumte Vorbereitung der parlamentarischen Neuwahlen.

Es war vorauszusehen, daß die **ostasiatische Frage** mit dem Frieden von Shimonoseki und dem Verzicht Japans auf die Liao-Tong-Halbinsel nicht zur Ruhe kommen werde. Aus officiöser spanischer Quelle wird nämlich ausländischen Blättern gemeldet, daß die spanische Regierung den Cabinetten von Frankreich, Rußland und Deutschland eine Note über die japanische Besitzergreifung von Formosa und den Fischer-Inseln habe zugehen lassen. Sie befürchte, daß diese Inseln in der Hand einer Macht wie die japanische eine dauernde Bedrohung der spanischen Herrschaft über die Philippinen sein werde. Die spanische Regierung sei der Ansicht, daß die Japaner, die beim Friedensabschluß noch nicht im Besitz von Formosa waren, kein Recht hätten, es jetzt in Besitz zu nehmen, und daß namentlich angesichts des Widerstandes der Bewohner von Formosa die Mächte allen Grund hätten, sich einzumischen. Es wird hinzugefügt, daß die meisten der geistlichen Missionsanstalten auf Formosa spanisch seien. Diese spanisch-officiösen Ausführungen sind durchaus verfehlt. Die drei Festlandmächte haben rechtzeitig ihre Forderung an Japan gestellt, auf die sie zur Wahrung ihrer wie der europäischen Handelsinteressen aus Anlaß des japanisch-chinesischen Friedensvertrages glaubten bestehen zu sollen. Die japanische Regierung hat diese Forderung bedingungslos erfüllt; insoweit liegt also zwischen ihr und den drei Mächten ein festes Abkommen vor, das eine weitere Ausdehnung auf neue, nachträgliche Forderungen ausschließt. Spanien hat es unterlassen, rechtzeitig an diesen Abmachungen theilzunehmen; es wird also schwerlich erwarten können, daß die drei Festlandmächte in eine Wiederaufhebung der abgeschlossenen Verständigung zum Behuf der von Spanien gewünschten Umgestaltung einwilligen werden. — Ferner wurde gemeldet, Rußland verlange die Abtretung des Hafens Lazarew an der Ostküste Koreas mit einem Gebietskreise von 200 Meilen am Ufer und prüfe Chinas Bereitwilligkeit, die Ausgangslinie der sibirischen Bahn durch die chinesische Mandschurei und Korea nach Port Lazarew durchlegen zu lassen, Meldungen, aus welchen hervorzugehen scheint, daß Rußland von Korea Besitz zu ergreifen wünscht. Ob diese Angaben zutreffen, läßt sich nicht beurtheilen, aber sie entsprechen ganz der Stimmung, die in der russischen Presse zum Ausdruck kommt.

Das durch den Frieden von Shimonoseki von Japan angestrebte politische Ideal, heißt es in den „Birchen. Wjed.", werde, obwohl es diesmal nicht verwirklicht werden konnte, doch festhalten und auf das Programm aller japanischen Patrioten gesetzt werden. Alles würde aufgeboten werden, um sich die Mittel zur Revanche, zur Erreichung des vorgesteckten Zieles zu verschaffen. Es sei nicht angenehm, ein Volk von 40 Millionen zu seinen Feinden zu haben, doppelt unangenehm, wenn man sich diesem Feinde gegenüber in überaus exponirter Stellung befinde. So sei es also nöthig, ohne falsche Sentimentalität den Augenblick zu nützen, der Rußland günstig sei.

Hegt die russische Politik thatsächlich derartige Absichten, um ihre asiatischen Pläne zu verwirklichen, so kann man darin keine Gefährdung eines politischen Interesses, das für Deutschland wichtig wäre, erblicken; sollte sich aber aus Rußlands chinesischer Politik eine Gefährdung deutscher Handelsinteressen entwickeln, so müßten selbstverständlich Rußland gegenüber die gleichen Gesichtspuncte betont werden, welche Rußland selbst in Gemeinschaft mit Deutschland und Frankreich Japan gegenüber geltend gemacht hat.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 15. Mai. Herrn Eugen Richter das Lob des Ministeriums Bismarck singen zu hören, ist ein so bezeichnender Vorgang, daß er nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Herr Richter schreibt nämlich in der „Freis. Ztg.": „Ein unbefangener Zuschauer der Verhandlungen über die Umsturzvorlage in der vorigen Woche wird nicht leugnen können, daß die Minister bei diesen Verhandlungen ein Bild der Hilflosigkeit und Zusammenhanglosigkeit boten, wie es niemals zuvor im deutschen Reichstag geschaut worden ist. Hier und da machte der einzelne einen mehr oder weniger schneidigen Vorstoß, ohne daß man zu begreifen vermochte, was damit weiter bezweckt werden sollte. Kein das Ganze überschauender Feldherr leitete die Schlacht, sondern jeder Einzelführer schlug sich hier und dort herum, wie es ihm gerade der Augenblick eingab. Ein erfolgreicher Verkehr mit dem Parlament aber setzt voraus genaues Vertrautsein mit den parlamentarischen Zeit- und Streitfragen, parlamentarische Terrainkenntniß und Uebung im parlamentarischen Auftreten und im Verkehr mit den Parteien. Fürst Bismarck vereinigte alle diese Eigenschaften in sich, er war im Laufe seines 25jährigen Ministeriums immer mehr in diese Dinge und Verhältnisse hineingewachsen. Dazu kam ihm das hohe Maß seiner persönlichen Autorität zu statten. Freilich blieb er selbst in den letzten Jahren dem Parlament fern; aber die untergebenen Ressortchefs befanden sich bei ihm in fester Hand. Im Parlament blieb man sich stets bewußt, einer in sich zusammenhängenden und geschlossenen Regierung mit einer bestimmten Politik und Taktik gegenüber zu stehen. Herr v. Boetticher hat mit der Länge der Zeit sich diejenigen äußeren Eigenschaften im parlamentarischen Verkehr erworben, die fast allen seinen Collegen abgehen. Er war aber in der letzten Zeit als Sprechminister mehr und

Feuilleton.

Die Erbin von Abbot-Castle.

10] Original-Roman von F. Klinck-Lüttelsburg.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Harry Ruthbert gebrauchte mehr als einen Tag, um sich von dem Schlage, welcher ihn betroffen, zu erholen. Er sah zu seinem Schrecken ein, daß ein Gefühl seiner sich bemächtigt, von dessen Größe und Allgewalt er erst in dem Augenblick eine Ahnung erhielt, als er erkannt hatte, daß es nicht erwidert wurde. Er war überzeugt, daß es ihm nie gelingen werde, sich wieder von demselben frei zu machen, aber zu stolz um ferner nur noch die Möglichkeit einer aussichtsvolleren Zukunft zu erwägen.

Das Glück war ihm nicht hold gesinnt, er wußte es aus seinem früheren Leben, und bereute beinahe, daß er vermessen genug gewesen war, seine Hand darnach auszustrecken. Seine bescheidenen Wünsche und Zukunftspläne, die er auf ein Leben voll Mühe und Arbeit emporgerichtet, würden durch eine Verbindung mit einer geliebten Frau gekrönt worden sein und eine vollkommene Weihe empfangen haben. Es sollte nicht sein.

Die Enttäuschung, welche Lord Ruthbert erfahren, übte eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf ihn aus, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte. Es lastete wie ein Druck auf ihm, dessen er sich nur schwer erwehren konnte und der ihm die Arbeitsfreudigkeit zu rauben drohte. Alle Vernunftgründe, der festeste Wille reichten nicht aus, ihm den verlorenen Gleichmuth zurückzugeben. Er konnte das süße Gesicht nicht vergessen, und seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit ihr, deren Bild lebendig vor seiner Seele stand.

Dennoch war nicht ein einziges Mal die Versuchung an ihn herangetreten, wieder nach Violet-Valley zu gehen. Erst lange nachdem er die Geliebte zum letzten Male gesehen, war ihm klar geworden, daß unüberwindliche Hindernisse, die wohl gar in einer persönlichen Abneigung bestanden, zwischen ihr und ihm sich aufgethürmt. Ihr Benehmen ihm gegenüber, ihre Worte hatten darauf hingedeutet, daß sie sehr ernst gesprochen, daß sie einer Unmöglichkeit, ihm nur weiter anzuhören, sich gegenüber gesehen. Er mußte ihr noch die feinfühlende Art danken, mit welcher sie ihn gehindert, seine Niederlage zu einer ganz offenen zu machen.

Den Rest des Sommers war Lord Ruthbert allein geblieben, Will Gullham's Besuch hatte einstweilen den Beschluß gebildet. Die Einsamkeit war ihm lieb; er dachte, daß es ihm in ihr am ehesten gelingen werde, das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen, ohne daß seine Hoffnung sich verwirklichte.

So war der Herbst gekommen. Er schloß sich mit verheerenden Stürmen unmittelbar an den Sommer an. Noch grün wurde das Laub von den Bäumen gerissen, und was der Wind nicht gepflückt, blieb naß und schlaff in dem Octobernebel hängen, bis es langsam auf die Erde herniederflatterte, um an derselben Stelle zu vermodern.

An einem der letzten Octobertage war es auch, als er einen Brief von Will Gullham erhielt. Als er denselben geöffnet, fiel ihm zuerst eine Einlage in die Hände. Erblassend las er die Adresse: „An Miß Lilian Smith in Violet-Valley." Gullham bat Lord Ruthbert, das Billet an seine Adresse zu befördern und zwar, wenn irgend möglich, persönlich.

Außerdem enthielt der Brief noch einen Dank für die Gastfreundschaft, welche er auf Ruthbert Hall genossen, und Mittheilungen aus seinem Leben. Gullham hatte seine Absicht erreicht, er war bereits in die Armee eingetreten und glaubte sich dem Ziel seiner ehrgeizigen Pläne nahe.

Harry Ruthbert's Blicke waren unablässig auf das zierliche Billet gerichtet, welches Lilian's Adresse trug. Seine Gedanken verwirrten sich förmlich. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um einen Nebel zu verscheuchen, der ihn klar zu denken hinderte.

Was war das? Was hatte Will Gullham an Lilian Smith zu schreiben? Was wußte er von ihr? Wie kam er dazu, ihm diesen Brief zur Besorgung zu übergeben?

Das waren Fragen, auf welche er auch bei dem anstrengendsten Nachdenken keine Antwort fand. Will Gullham hatte ihm mit keiner Silbe verrathen, daß er Lilian Smith kenne, sondern im Gegentheil, durch Fragen nach ihr und ihrer Umgebung den Schein erweckt, als erblicke er in ihr eine durchaus Fremde.

Und doch!

Blitzähnlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Er erinnerte sich plötzlich jenes Nachmittags, an welchem er Will Gullham nach Violet-Valley geführt. Er vergegenwärtigte sich den Augenblick, in welchem er mit ihm am Waldrand gestanden hatte und Lilian Smith die Lichtung des Laubganges passirte.

Nie zuvor war ihm ein ähnlicher Gedanke gekommen, aber er wußte in diesem Augenblick ganz genau, daß zwischen Will Gullham und Lilian Smith ein Zusammenhang war, nur dünkte es ihn eine Unmöglichkeit, zu ergründen, welcher Art dieser sein könne. Auch Lilian kannte ihn ohne Zweifel, aber woher — wann konnte sie ihm vorher begegnet sein?

Die Angelegenheit regte ihn ganz ungeheuer auf, und er bemühte sich vergebens, sich über dieselbe zu beruhigen. Dann legte er sich die Frage vor, ob er in der That selbst des ihm gewordenen Auftrages sich entledigen sollte.

Die ganze Sache war ihm aus mehr als einem Grunde unangenehm, und er wünschte aufrichtig, Will Gullham hätte nicht geschrieben. Er war seither einer Wiederbegegnung mit Lilian aus dem Wege gegangen und hatte die Absicht gehabt, es auch ferner zu thun, wenigstens so lange, bis das wilde Blut ruhiger geworden war. Wenn er doch Leb nach Violet-Valley schickte! Doch das ging auch nicht, er konnte dem ihm direct gewordenen Auftrag nicht aus dem Wege gehen. Er mußte selbst zu Lilian und sie fragen, welche Bewandtniß es mit Will Gullham habe. Wenn sie es wußte, würde sie sich keinen Augenblick besinnen, es ihm zu sagen.

Indem er darüber nachdachte, war er doch wieder zu der Vermuthung gelangt, daß Lilian von Will Gullham, trotz des Billets, vielleicht nichts wisse. Ihr Anblick hatte ihn ohne Zweifel erschreckt. Warum? Thor, der er gewesen war! Sollte nicht auch ihm eine Aehnlichkeit mit Mary Connor aufgefallen sein? Er fragte weiter und weiter, bis der Kopf ihm förmlich brannte, er wußte nicht mehr aus noch ein, und noch viel weniger, was er zu dem Ganzen sagen sollte.

Bei einem besonders gefühlvollen Menschen hätte es kaum auffallen können, wenn eine große Aehnlichkeit mit einem unglücklichen Mädchen, das ihm persönlich zu einer traurigen Zeit nahe getreten war, ihn ungewöhnlich aufgeregt hatte, wenn auch ein Erschrecken, wie er es gezeigt, sich schwer erklären ließ. Aber Will Gullham war ihm keineswegs als besonders gefühlvoll bekannt, und daneben durfte Harry Ruthbert keinen Augenblick vergessen, daß er Mary Connor in einer höchst abfälligen Weise beurtheilt hatte, es machte den Eindruck, als ob er von der Schuld derselben vollkommen überzeugt gewesen sei. Vielleicht war ja dies auch anzunehmen, denn er hatte in jenem Drama eine hervorragende Rolle als Angeber gespielt.

Wenn Will Gullham, durch den Tod des Grafen Saunders nur den geringsten Vortheil hätte haben können, so würde Harry Ruthbert vielleicht der Erste gewesen sein, welcher auf ihn den furchtbaren Verdacht geworfen hätte. Will Gullham hatte ihm gegenüber zwar eines Testamentes Erwähnung gethan, das ihn zum Universalerben hatte einsetzen sollen, aber dasselbe war ohne Zweifel nur in seiner Einbildung gewesen, denn er ging so leer aus, daß Harry Ruthbert sogar etwas wie Mitleid darüber empfunden hatte.

So war er bis zur Stunde achtlos an jenen Vorgängen vorübergegangen, die doch gewiß wohl zu beachten gewesen sein würden, wenn nicht Mary Connor durch ihre vor Gericht gemachten Aussagen selbst jeden Verdacht von Anderen abgelenkt hätte. Heute aber drängten sie sich in einer Weise an ihn heran, die ihn erschrecken ließ und die dazu diente, seine eigenen Gefühle und Empfindungen vollkommen in den Hintergrund zu drängen.

Harry Ruthbert wurde sich nicht ganz klar, was er dachte, er kam auch nicht dazu, irgend einen bestimmten Schluß zu ziehen. Ihn beschäftigten offene Fragen, welche vielleicht für immer unbeantwortet bleiben würden. Es war ein Mord an dem Grafen Saunders verübt worden. Wer hatte es gethan? Eine Mary Connor nicht. War Will Gullham es gewesen?

Nein — auch er nicht. Es wäre ein Unrecht, ein solches Maß von Verworfenheit auf einen Menschen zu häufen, auch wenn man die Unverdorbenheit seines Charakters anzweifeln wollte. Das Geheimniß, welches den Tod des Grafen Saunders umgab, würde nie mehr ergründet werden, die dabei Betheiligten waren todt. Vielleicht hatte es sich um eine Unvorsichtigkeit gehandelt, wie man hier und da milde anzunehmen geneigt gewesen war.

In der Nachmittagsstunde befand sich Lord Ruthbert zu Fuß auf dem Wege nach Violet-Valley. Es war ein stürmischer Tag. Brausend fuhr der Wind durch die Kronen der Bäume und zerbrach die dürren Zweige und Aeste, sie dem einsamen Wanderer vor die Füße werfend. Mehr als einmal sah Lord Ruthbert durch einen Baumstamm seine Schritte gehemmt, der Sturm hatte arge Verwüstungen in den letzten Tagen angerichtet. Aber der Sturm machte ihm nichts aus. Die Luft war rein und frisch, kein Modergeruch feuchter Herbsttage legt sich ihm beengend auf die Brust und erschwerte das Athmen, wie es in den letzten Wochen der Fall gewesen war.

So hatte er die Umzäunung der Cottage erreicht.

Mary Connor stand am Fenster neben der Veranda-thür, als der Klang der Glocke sie aus ihrem Sinnen aufschreckte. Sie erkannte sogleich Lord Ruthbert und fühlte sich von einem ohnmächtigen Gefühl ergriffen. Gerade heute hatte sie

SLUB
Wir führen Wissen.